

Mein Weg durch Judentum und Christentum

Autor(en): **Müller, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums**

Band (Jahr): **8 (1952)**

PDF erstellt am: **27.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-961410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mit all ihren grausigen Folgen. «Wir müssen bei gegebenen Anlässen ohne Rücksicht auf Gunst und Ungunst sagen und tun, was recht ist vor Gott».

Obwohl diese Rundschreiben sonst vertraulich sind, wurde dieses auch an alle weltlichen Mitarbeiter der Kirche versandt und auch der kirchlichen Presse übergeben, so daß diesem Nachtrag nach Meinung des Herrn Bischofs nichts im Wege steht.

Man wird sich über dieses Zeichen der Neubesinnung und diesen ersten Erfolg langjähriger Bemühungen herzlich freuen dürfen. Dem «Evang. Dienst an Israel» haben sich auf den ersten Aufruf hin etwa ein Viertel der evangelischen Geistlichen Österreichs zur Verfügung gestellt.

MEIN WEG DURCH JUDENTUM UND CHRISTENTUM

VON DR. ERNST MÜLLER, London

Der früheste religiöse Eindruck meines Lebens, den ich im Gedächtnis habe, war es, als am Versöhnungstag vom nahen Tempel Chorgesänge zu unserem Hause (in einer kleinen südmährischen jüdischen Gemeinde) herübertönten und meine Mutter irgendwie das Wort Gott aussprach.

Meine Eltern, beide Rabbinerskinder, hegten dem traditionellen Judentum gegenüber pietätvolle Erinnerungen, ohne selbst traditionell eingestellt zu sein. Im Elternhause meiner Mutter in Kojetein erfuhr ich durch ihren Vater Jakob Brüll, einen jüdischen Gelehrten und eine geniale Persönlichkeit, deren Sterben ich mit 9 Jahren miterlebte, tief mein Gemüt bestimmende Eindrücke. Mein Vater, als Arzt mehr naturalistisch eingestellt, hegte eine keusche, tief verborgene Frömmigkeit und hat mich durch die Art, wie er im Original Jesaia mit mir las, tief angeregt. Seltsam wuchs ich, ohne daß dies von meinen Eltern gern gesehen wurde, auf etwas phantastische Art in eine intensive jüdische Frömmigkeit hinein, die mich zu ständigem Tempelbesuch, zu peinlicher Beobachtung des

Sabbats veranlaßte. All dies war irgendwie mit Vorstellungen eigener Berufung verbunden, als deren Resultat mir der Gedanke eines künftigen Rabbinerberufs verblieb.

Mein erstes öffentliches Gymnasialjahr verbrachte ich um das 14. Lebensjahr in Nikolsburg, einer von jüdischen Traditionen durchsättigten Gemeinde, deren Rabbiner Feuchtwang, der später in Wien meinem Elternhause sich befreundete, durch seine Art, die Propheten zu behandeln (er hielt auch eine kleine Talmudschule) besonderen Eindruck auf mich ausübte. Als ich dann in Nikolsburg und Brünn von ganz anderer Seite her lebendige Begeisterung für das Griechentum und für die deutschen Klassiker in mich aufnahm, selbst als ich mich zum Sozialismus bekannte und den heraufkommenden zionistischen Nationalismus zunächst ablehnte, schien mir all dies noch mit einem Rabbinerberuf und mit einem allmenschlichen Judentum vereinbar. Natürlich lebte ich auch in Brünn zum großen Teile in jüdischer Umgebung, besuchte ein jüdisches Proseminar und lernte auch etwas Talmud. Seltsamerweise war es gerade ein christlicher, aber jüdisch sehr interessierter Professor, der mich als ständigen Tempelbesucher entdeckte und dann stark an sich heranzog.

Von hievon ganz unabhängigen christlichen Eindrücken frühester Kindheit ist mir eine wunderbare Abendstimmung auf dem Friedhof am Allerseelentag in Erinnerung und eine ähnliche zu Weihnachten. Doch hielt ich lange — obwohl die Judenschaft meines Heimatortes höchst materiell, halb bäuerisch, halb ghettohaft sich darstellte — die Christen für minderwertige Menschen, ja ich brachte sie mit den Trunkenbolden in Verbindung, denen man täglich beim nahen Wirtshaus begegnete. Eine lächerliche Unterschätzung färbte für mich auch auf die im Grunde biedere ezechische und deutsche Bauernschaft ab, mit der mein Vater durch seinen ärztlichen Beruf täglich zu tun hatte. Meine Eltern hatten ständige Verbindung mit den wechselnden Rabbinern des Ortes, denen ich mich hie und da wie ein «Famulus» anschloß. Daß vom Leben im Tempel sehr Tiefes verborgen in mich eindrang, erlebte ich am stärksten rückerinnernd, als ich 1935 bei einem letzten Besuch meiner Heimat die Synagoge betrat, kurz also vor der tödlichen Vernichtung aller mährischen Judengemeinden.

Mit der klassischen Gymnasialbildung nahm man mit Selbstverständlichkeit einiges von geistig-christlichen Elementen des deutschen Geisteslebens auf. Und so ist es vielleicht nicht zu verwundern, wenn sich unter meinen frühesten Gedichten außer einem «Elias» auch ein «Christus» befand. Die Maturitätsprüfung fand mich in einem chaotischen Zustand von klassischer und moderner Begeisterung — Wagnerscher Musik und vagen sozialen Lebensidealen, unter Vergötterung meiner eigenen Begabung. Und obwohl ich dem Spiritismus praktisch zuneigte, sonderbare Gedanken entwickelte — z. B. daß in der Lücke zwischen Mensch und Gott höhere Wesen existieren müssen —, war die zeitgenössische Wissenschaft suggestiv genug, um keine spirituelle Weltauffassung aufkommen zu lassen. Ich verzeichne den seltsamen Eindruck einer wie in enthusiastischem Fieber verfaßten Maturitätsarbeit (ein Grillparzersches Zitat über Genie und Fleiß), an der der geistliche Schulinspektor es am meisten rühmte, daß der Name Gott darin nicht vorkam.

Mein erstes Universitätsjahr, in dem ich führungslos offiziell Jus studierte, faktisch aber allen möglichen philosophischen, sozialistischen und literarischen Interessen mich uferlos hingab, stürzte mich zuletzt in ein seelisches Chaos, ausgelöst durch Angstzustände, die ähnlich denen waren, die Otto Weininger später zum Selbstmord brachten. Die Lektüre Dostojewskis und Nietzsches raubte meinem moralischen Denken jeden Boden. Dazu kamen Zerrüttungen aus schweren sinnlichen Schuldgefühlen. Als ich aber, auf den Rat eines berühmten Psychiaters, mit meinen Eltern in eine Kaltwasserheilanstalt fuhr, prägte es sich mir wie ein Heilsgedanke ein, daß Christus der reinste Mensch gewesen sei. Und in den Wochen der Erkräftigung, in denen jedes Studium, überhaupt jede Kopfarbeit ausgeschaltet wurde, begegneten mir manche geistige Gnaden: die Theosophie, die mein 21jähriger Bruder zu seinem Lebensmittelpunkt gemacht hatte, die Lektüre so heilsamer Schriften wie Feuchterslebens «Diätetik der Seele». Als ich nach Wien zurückkam, stürzte ich alle Studienpläne um, inskribierte aus dem Instinkte, hier allein geistige Sicherheit zu betreten, Mathematik und Physik, schwärmte glücklich für die indische Theosophie und studierte, wie es andere Kollegen taten.

Während nun jener beglückende Impuls des Jahres 1899 sich wieder verlor, trat der Zionismus, der im ersten Universitätsjahre von außen, durch Vorträge Herzls und Nordaus, auch durch den Ehrgeiz der Mitarbeit an der zionistischen «Welt» an mich herangetreten war, immer konkreter in mein Leben. Seltsam war meine erste umfangreiche Arbeit auf jüdischem Gebiet stark christlich bestimmt gewesen. Es war ein im 19. Lebensjahr in der Jüdischen Lesehalle gehaltener Vortrag: «Ahasver in Sage und Dichtung», der in den Monatsblättern meines Onkels Adolf Brüll in Frankfurt a. M. abgedruckt, sogar in einer Bibliographie des «Ewigen Juden» erwähnt wurde. Bei Nennung meines Onkels muß ich auch eines tieferen Eindrucks erwähnen, den dieser etwas liberalistische jüdische Reformler auf mich dadurch machte, daß er eine Anerkennung Christi durch ein prophetisches Judentum als eine, wenn auch mehr äußerliche Lösung der Judenfrage ansah. Jeden jüdischen Nationalismus perhorreszierte er zeitlebens. Mein Mittun in der von Leon Kellner gegründeten «Jüdischen Toynbeehalle», meine Mitgliedschaft in der «Jüdischen Lesehalle», Leitartikel in einer Frankfurter Jüdischen Wochenschrift, wo ich mich berufen glaubte, den Zionismus zu vertreten, brachten mich immer stärker in denselben hinein, obwohl mir das zionistische Couleurstudententum in seiner inneren Hohlheit und Unwahrhaftigkeit in keiner Weise zusagte.

Hier muß ich auch die Begegnung mit einem Manne nennen, der im Leben Herzls eine hervorragende Rolle spielte und selbst im Zionismus die Erfüllung biblischer Prophezeiungen errechnete. Es war Rev. Hechler, der Pfarrer der Wiener englischen Botschaft — der Mann, der Herzl mit Kaiser Wilhelm und mit dem Großherzog von Baden zusammengeführt hatte. Nebenbei war es Hechler, aus dessen Munde ich zum ersten Male den Namen Martin Buber vernahm. Hechler war Zionist und Missionär in freiem Sinne und fehlte bei keiner zionistischen Zusammenkunft.

Im Zeichen Bubers nun, der bald in Wien die «Welt» redigierte und jüdische Kultur im jungjüdischen Sinne zu verbreiten versuchte, stand auch ein Impuls, der, äußerlich ausgehend von dem Versuche, die zionistischen Nicht-Couleurstudenten als «Finkenschaft» zu sammeln, persönlich für mich in der Folge geradezu

lebensentscheidend wurde. Unseren kleinen Kreis beseelte die schwärmerische Tendenz, den Zionismus ins Leben zu tragen und die geistigen Elemente des Judentums in moderner Form zu kennen und zu pflegen und mit dem Ostjudentum, das ja in Nathan Birnbaum sozusagen seinen Entdecker gefunden hatte, in unmittelbare Verbindung zu treten. So gehörte unserem Kreise eine sehr junge, hochbegabte russische Studentin an, Tochter des bedeutenden hebräischen Historikers Saul Pinchas Rabbinowitsch, deren enge Freundschaft mich selbst bald manches von der Seelenatmosphäre des Ostjudentums aufnehmen ließ. Mehr als je versuchte ich in die neue ostjüdische und hebräische Literatur einzudringen. Auch nahm ich die Gedankensphäre Achad Haams, des zugleich philosophisch und lebenspraktisch gerichteten Führers des geistigen Zionismus in mich auf, und es wurde mir selbstverständlich, die eigene Lebenszukunft vom Zionismus her bestimmen zu wollen. Es war aber nicht nur das ostjüdische, sondern das modern russische Element, das mir wesentlich nähertrat. Und wenn auch alles teils durch mein eigenes Schwanken in meiner Lebensgestaltung, teils durch den Übertritt meiner Freundin zur russischen Revolution ein von eigener Schuld begleitetes tragisches Ende fand, war ich mit starker Impulsivität im Laufe der Jahre nach zwei Richtungen stark der zionistischen Öffentlichkeit verbunden: durch die Herausgabe der Jugendzeitschrift «Unsere Hoffnung» und durch die Nachdichtung der hebräischen Poesie Bialiks.

Nun fand das zionistische, ja nirgends ganz erfüllte Ideal, auch das geistige Leben gänzlich national zu bestimmen (obwohl ich hierin doch auch wieder den meisten Zionisten überlegen war) in mir selbst Widerstände aller Art. So begegnete mir etwas meinen eigenen Stürmen gegenüber höchst Friedliches, wenn z.B. mein Bruder im Verkehr mit meist arischen Theosophen einem hohen Menschheitsideal nahezu kommen glaubte. Ich fühlte mich auch dem Wissenschaftsstreben der Universität stark verbunden, und ich lebte mich begeistert in die österreichische Landschaft ebenso ein wie in die Wagnerische Musik. Ich interessierte mich auch als junger Lehrer für das österreichische Unterrichtsleben, wenn ich auch disziplinäre Mißerfolge erntete. Zwischen chaotischen Militär- und Berufsverhältnissen war ich auch ein halbes Jahr an einem

jüdischen Privatgymnasium tätig, das ein äußerst orthodoxer Rabbiner in einem kleinen Städtchen in Südmähren leitete. Da derselbe grundsätzlich eher christliche als moderne jüdische Lehrer anstellte, außerdem eine Art Jeschiwa dem Gymnasium angegliedert hatte, er mich überdies als Zionisten kannte, war ihm meine Gegenwart nicht besonders angenehm, vor allem wohl deshalb, weil ich zu den wenigen Schülern eine sehr enge Verbindung gewonnen hatte.

Als ich nun gerade österreichischen halbakademischen Kreisen näher zu treten begann, Vorlesungen hörte und im Volksheim Vorlesungen gab, aber meine Berufsverhältnisse zum Schrecken meiner Eltern zu einer Art völligen Zusammenbruchs geführt hatten, handelte ich wie aus einem früheren Willensimpuls, als ich mich nun um eine Lehrerstelle im neugegründeten hebräischen Gymnasium von Jaffa bewarb. Und ehe ich nach Palästina fuhr, hatte ich noch Gelegenheit, als Stenograph beim Haager Zionistenkongreß das bewegte Getriebe der zionistischen Organisation und zahlreiche zionistische Persönlichkeiten sozusagen gerade im Zentrum kennen zu lernen.

Wenn zu meinem 70. Geburtstage in zionistischen Zeitungen über mich so geschrieben wurde, als wäre mein ganzes Leben außerhalb Palästinas nur eine Art Verbannung gewesen, hauptsächlich durch physische Krankheit veranlaßt, so entspricht dies gewiß nicht den Tatsachen, wenn auch mein inneres Interesse an dem Leben in Israel sich gerade in den Altersjahren in England gesteigert hat. Doch gilt für die $1\frac{3}{4}$ Jahre meines Lebens in Palästina ungefähr zwischen meinem 27. und 29. Lebensjahre die Tatsache, daß ich, vielleicht sogar intensiver, als es die heutigen Zionisten und Palästinenser ahnen können, mich so voll und ganz als Bewohner des werdenden jüdischen Palästinas fühlte, daß ich noch kurz vor der, wie es sich erst nachher erwies, endgültigen Rückkehr nach Europa die Äußerung tun konnte: ich könne mir mein Leben außerhalb Palästinas überhaupt nicht vorstellen.

Von meiner Ankunft im Lande an war ich wirklicher Palästinenser sozusagen, erst noch mit dem Untergefühl eines wunderbarsten Abenteuers, mich ganz in die wunderbare Landschaft, die im Grunde weder Orient noch Okzident, aber ihren eigenen heilig-

harmonischen Stimmungscharakter zu tragen schien, mich einzulieben versuchend; als Zionist, der wie andere die kleinsten äußeren jüdischen Fortschritte als Schritte in die Zukunft aufnahm, und zugleich, wenn auch in großer Selbstüberschätzung, bereit war, irgendwie und irgendwann das Beste des Selbsterworbenen, und gar nicht gerade des Jüdischen, in ein werdendes neues jüdisches Leben hineinzutragen; aber auch als freier Mensch sozusagen, der zu allen möglichen Menschen in fernere oder nähere, gruppenhafte oder intime Beziehungen trat, um so, was mir früher niemals im Leben begegnet war, gerade in einer nationalistisch gestempelten Gesellschaft, in der sich mannigfache menschliche Schicksale erfüllten, möglichst im Menschlichen zu leben. Dies hauptsächlich in den ersten Monaten, trotzdem das Leben in Jaffa äußerlich noch vielfach ghettohaft bestimmt war, die mich begeisternden Kolonien erst langsam aus einem demoralisierenden philanthropischen Zustand herauswuchsen, trotzdem ich über der vagen Weite der Beziehungen meinen engen Wirkungskreis als Lehrer an dem erst gegründeten hebräischen Gymnasium nach einem halben Jahre verlor (nachdem ich als Europäer gleichzeitig auf Plakate gesetzt, im inneren Betriebe hingegen wegen meines nicht vollwertigen Hebräisch doch in den Hintergrund gestellt war), worauf ich mit Privatunterricht, Berichterstattungen und Unterstützung meines Bruders mich wirtschaftlich nur gerade aufrecht hielt.

Und als ich spontan gerade über den Sommer nach Jerusalem ging, begann unter den Wundereindrücken gerade dieses vorübergehenden und in Besuchen noch besonders gepflegten Weilens in Jerusalem in meinem Innern sich vielleicht zuerst Weitreichendes vorzubereiten. Das äußere damalige jüdische Milieu war trotz der völlig anderen historischen, religiösen und volkhaften Hintergründe vielfach der Atmosphäre verwandt, welche von Selma Lagerlöf in ihrem Roman «Jerusalem» so meisterhaft gezeichnet wird. Heute wird man sich nicht leicht einen damaligen Sommer in Jerusalem vorstellen: ständige Wasserlosigkeit, maßloser Staub, Fieberkrankheiten und ständiger Chiningenuß. Dennoch wanderte ich oft stundenlang in der schattenlosen Umgebung von Jerusalem umher. Dann hatte ich es mir zu einer Art Gewohnheit gemacht, der Stadtmauer entlang den mehrere Stunden dauernden Rundweg zu

machen oder vom Ölberg aus den unbeschreiblichen Anblick der alten Stadt in mich wie mit dem ganzen Blute aufzunehmen.

Das aus den Exilländern hier angesammelte altjüdische Leben merkte man am stärksten etwa an der Klagemauer oder, wenn sich die hohen Feste des Herbstes näherten, am allerorten hörbaren Schofarblasen. Meine Rundgänge führten um den Riesenfriedhof der drei Religionen vorbei, über Erinnerungsstätten des antiken Jerusalems und durch seltsame Viertel verschiedener Konfessionen. Aber kaum konnte sich auch, wer immer als Gast oder als Bewohner in Alt-Jerusalem weilte, dem Stimmungseindruck entziehen, der von den christlichen Gedenkstätten ausgeht, der Via dolorosa, dem Ölberg, während das Betreten der Grabeskirche ja Juden verboten war. Schon im Winter hatte einmal eine kleine jüdische Lehrerschaft eine Wagenfahrt nach Bethlehem unternommen. Ohne Tieferes zu meinen, bemerkte ich beim Einsteigen: Dort ist Jesus Christus geboren, worauf mich der Kollege mit dem Herzbart zurechtwies: Dort ist König David geboren. Ohne dem Christlichen zuzuneigen, empfand ich es immer schmerzlich, wenn, was ja doch nicht häufig geschah, von jüdischer Seite über Christliches verächtlich gesprochen wurde.

Im zweiten Jahre, als ich in einer Waisenschule, unweit von den Makkabäergräbern, ganz nahe von Lydda, in hebräischer Sprache unterrichtete, trat Geschichtlich-Jüdisches und gelegentlich, ohne daß ich es suchte, Christliches stark an mich heran. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang an einige zum Teil forcierte, in Gesellschaft unternommene Wanderungen. Einen mit sehr freundlicher Nachtherberge verbundenen Ausflug nach El-Kubebe, dem alten Emmaus, wo die seltsame Abenddämmerung ganz unbewußt eine Stimmung erweckte, die entfernt von der Evangelienstelle: «Bleibe bei uns, denn es will Abend werden», berührt sein mochte. Ein phantastisch langer Marsch nach dem alten Schichem zwischen den Bergen des Fluches und des Segens, Ebsel und Gerisim. Eine Wanderung über Jericho zum Toten Meere. Als die kleine Gesellschaft zur bekannten Taufstelle am Jordan kam, begegnete uns eine Schar russischer Pilger, was eine junge Freundin, die aus Kischinew stammte, in Melancholie versetzte, denn die Progrome waren ja vielfach von christlichen Priestern geleitet worden. Etwas Be-

seligendes konnte ich rein landschaftlich an den Uferhängen des Genezaret-(Kineret-)Sees empfinden, ob ich es auch mehr mit der Phantasie einer idealen jüdischen Siedlung als mit christlicher Vergangenheit in Verbindung brachte. Früher hatte ich noch aus einer zwar chaotischen, aber doch christlich tendierten Stimmung eine Novelle «Maria Magdalena» geschrieben. Daß solche christliche Stimmung auch anderen Persönlichkeiten nicht fremd war, zeigte sich z. B., als eine befreundete russisch-jüdische Malerin mir noch nach Wien für einen Almanach ein Bild: «Christus und der Versucher» zusandte.

Unter solchen Eindrücken verringerte sich freilich unmerklich mein Interesse an allem allzu Nationalistischen, dessen Kritik ja eigentlich auch durch einige hervorragende deutsche Zionisten gefördert worden war. Andererseits wirkten Eindrücke von Tod und Elend, das ich selbst in einer geldlosen und hungernden Schulgemeinschaft mitmachte, unbewußt nach Innen bis zu einer durch Wochen sich hinziehenden Malaria, nach deren Ende ich nach Wien fuhr. Und in diese äußere Situation fielen Einschlüge, die ich im gewöhnlichen Sinne weder als jüdisch noch als christlich bezeichnen könnte, die aber nach verschiedenen Richtungen in eine Welt geheimnisvoll-tieferer Menschlichkeit wiesen. Hiezu gehörten in literarischem Anlaß «Wilhelm Meisters Wanderjahre», gehörte Bubers eben erschienene «Legende des Baalschem», gehörte vor allem, mit Erinnerungen, die im Lande sozusagen verkörpert waren, der eine Reise nach Galiläa abschließende Besuch der kabbalistischen Höhenstadt Safed, dem als erstem Keim wohl überhaupt biographisch meine spätere Beziehung zur Kabbala zu danken ist.

Als ich nach Wien zurückkam, vollzog sich in meinem äußeren und inneren Leben eine gewisse Spaltung. Von zionistischen Freunden und Gruppen wurde ich gewissermaßen als Palästinenser begrüßt und behielt persönlich und auch innerhalb der zionistischen Bewegung eine ständige Beziehung zu Palästina und Palästinensern, ja trat dann durch die Mitredaktion an der von Adolf Böhm geführten Zeitschrift «Palästina» sogar in lose Beziehung zu praktischen Siedlungsfragen in der Warburgschen Richtung. Zugleich wurde es mir aber bewußt, das rein Menschliche, das in Palästina von selbst an mich herangetreten war, auf alles mir jetzt Begegnende anwenden zu wollen.

Aber zugleich vollzog sich in meinem Innern eine Wandlung, die ich nur schwer der Öffentlichkeit schildern könnte, dahin gerichtet, daß ich wie durch unbekannte Mächte zu einer ganz anderen Art geistigen Innenlebens mich gedrängt fühlte. Auch in meinem geistigen Tun, indem ich Plato und den Anfang der Bibel, aber auch Musik ganz anders in mich aufnehmen und zu verarbeiten suchte. Und über der Lektüre Vivekanandas und einer Heranführung an astrologische Seltsamkeiten wurde ich eines Tages von meinem Bruder in eine kleine, sehr sympathische, theosophische Gesellschaft eingeführt, deren Leiterin von einer ganzen Welt geheimwissenschaftlicher Forschungen, die in modern wissenschaftlichem Stile mitgeteilt waren, berichtete.

Nun kam im Frühjahr 1911 der Führer der neuen geheimwissenschaftlichen Bewegung, Rudolf Steiner nach Wien, und ich wurde als Nichtmitglied ausnahmsweise zu einem Zyklus interner Vorträge zugelassen.

Was ich nun hier über verschiedene Formen alter Einweihung hörte, ergriff mich so tief, als ob dies alles aus meinem Innern heraufkäme, und der Sprecher erschien mir unmittelbar wie ein Eingeweihter. Der Eindruck verstärkte sich, als ich zu Rudolf Steiner persönlich kam und das erschütternde Erlebnis hatte, daß ein Mann vor mir stand, der gerade um intime Züge meines bisherigen Lebens nach der geistigen Seite hin wußte und mich zunächst in ernstesten Erkenntnisfragen beriet. Im Sommer hörte ich dann in München Steiners Vorträge: Die Geheimnisse der biblischen Schöpfungsgeschichte. Obwohl ich gegen Einzelnes Einzelnes einwenden zu können glaubte, konnte ich mich dem Eindruck nicht entziehen, daß hier das Grundwesen jener Einweihung richtig dargestellt war, aus welcher im hebräischen Altertum die biblische Genesis hervorgegangen war, ja daß eben damit hier wirkliche Urtatsachen der Schöpfung wie in der erst zu entdeckenden Sprache der Genesis wiedergegeben wurden.

Immer mehr vertiefte ich mich nun als selbständig strebender Schüler in die universell verzweigten und doch wesentlich zusammenstimmenden Gebiete all dessen, was hier als «Theosophie» bezeichnet wurde und sich doch in manchen wesentlichen Zügen von der indischen Theosophie unterschied.

Ich selbst fand den Zug meiner eigenen innersten Begabung und Arbeitsrichtung, den ich, ausstrahlend nach Zahlenmystik, Musik, Mathematik usw., als «Harmonik» bezeichnen könnte. Aber aus den Genesisvorträgen, eigenen Übungen, einer Schrift Oskar Goldbergs und daran spontan auftauchenden Erlebnissen, ging mir auch das Wesen der Kabbala auf. Wenn hiebei Christlich-Kabbalistisches, auch Rosenkreuzerisches zunächst den jüdisch-hebräischen Untergrund etwas verdrängen mochte, so hatte doch jener Kritiker meiner Soharübertragungen Unrecht, in meinen Auffassungen einen Ausdruck meiner «Theosophie» zu finden. Und zwar aus zwei Gründen: indem jene ganz frühesten kabbalistischen Erkenntniserlebnisse aus solcher Tiefe in mir selbst aufsprangen, wie sie einem kabbalistischen Gelehrten kaum zugänglich sind. Und auch aus dem Grunde, weil, als ich an die jüdischen Quellen, vor allem an den Sohar herantrat, ich schon aus Gewissenhaftigkeit jede Beziehung zu theosophischen Gegebenheiten, vor allem zur theosophischen Terminologie, bewußt auszuschalten hatte und lediglich dort wieder einbezog, wo sie mir eklatant entgegentrat.

Von einer besondern Seite her aber begegnete mir nun eine neue Christuslehre, gegen die ich zunächst innere Hemmungen hatte, soweit sie an traditionell christliche Erlebnisse anknüpfte oder, umgekehrt, diesen direkt widersprach, noch mehr, als sie sich allmählich als ein Kern der ganzen von Rudolf Steiner vertretenen Lehre enthüllte. Und dennoch, im Laufe der Zeit ergaben sich zwei Entscheidungspunkte, von denen her ich in die Theosophie oder Anthroposophie, wie sie nach ihrer Lostrennung von gewissen Abirrungen der indischen Theosophie sich nannte, auch das Christentum im Sinne einer Christuslehre und Christus-Nachfolge aufnehmen konnte. Auf der einen Seite stand das Kriterium, ob die vielfach durch Erlebnisse und Denkerfahrung erprobte Lehre mit den «christlichen Tatsachen» in ein Verhältnis des Zusammenhangs gebracht werden konnte, und andererseits, sofern innere Erlebnisse einen wenn auch anscheinend noch geringen Teil dieser Tatsachen zur eigenen Seelenerfahrung machten.

Hiemit wäre natürlich das ganze Lebensproblem der europäischen, christlichen Entwicklung zu konfrontieren gewesen. Wenn ich auch selbst ehrlicherweise fast nichts aus der Kindheitstradi-

tion hiemit verbinden konnte, so nahm ich doch z. B. aus der Symbolik eines realen weihnachtlichen Erlebens an Weihnachtsfeiern teil, welche gleich entfernt sein konnten ebenso von sentimental-katholischem Brauchtum wie von der üblichen heidnischen Art, dieses Fest ganz ins Materielle zu ziehen, oder gar von der Nachäffung jüdischer Assimilanten! Und im Verhältnis zu einer Gesellschaft, welche seltener aus kirchlichem Christentum, häufiger aus freigeistigem Skeptizismus und unbestimmtem Suchen einer Aussaat eines neuen christlich fundierten Menschentums sich entwickelt hatte, gewann ich allmählich erkenntnis- und schicksalshaft ungefähr das folgende Verhältnis: Ein guter Teil meiner Erziehung und Denkentwicklung ließen mich, wenn ich mich ehrlich geprüft hätte, mir selbst als Teilnehmer dieses echten Europa erscheinen, wie dies auch ein Martin Buber oder Hugo Bergmann nie von sich abgeleugnet hätten. Sogar der Zionismus, der von der schlimmsten Verfallserscheinung der Judenheit, der Selbstverhöhnung, abzurücken aus war, mochte auf jüdischem Boden ehrlicherweise auch als ein Ausdruck innerer Assimilation, nämlich als Weg vom inneren Ghetto zu freiem, wenn auch national gerichtetem Menschentum erscheinen. Andererseits fühlte ich mich natürlich doch durch mein jüdisches Schicksal als an einem dem allgemeinen Europäismus gegenüber bestimmt abgegrenzten Punkte stehend. Und diese meine unausgesprochene Auffassung dürfte auch derjenigen meiner besten nicht-jüdischen anthroposophischen Freunde entsprochen haben.

Daß ich von 1911 bis 1938 in der Bibliothek der Wiener Jüdischen Gemeinde, trotz mehrerer Versuche auszuspringen, doch verblieb, verband mich mit jüdischem Leben in doppelter Weise: persönlich durch die zahlreichen Besucher und durch die wenn auch unorganische Vielheit des umgebenden jüdischen Lebens, geistig vermöge der in den Büchern niedergelegten Schätze jüdischer Weisheit, nebst religionswissenschaftlichen, auch mystischen, auch historischen Ergänzungen aus allen Zeiten. Selbst nicht irgendwie «theologisch» vorgebildet, wurde mir die Bibliothek auch sozusagen zur jüdischen Lehrstätte. Und so fand ich auch frühzeitig den Sohar als das trotz seiner Textverdunklungen große Quellenwerk der Kabbala, in das ich mich allmählich vertiefte. Da lagen in «geheimer Offenbarung» uralte, wenn auch verworren

überlieferte esoterische Weisheiten vor, in ständigen verborgenen Zusammenhängen einerseits mit der sonstigen, halb mystischen, halb populären, legendenhaften jüdischen Literatur, andererseits mit dem Okkultismus anderer Völker und Zeiten.

Gewisse Fragen freilich, wie denn doch wieder das erlebte Jüdische mit dem schwer errungenen Christlichen in Verbindung gebracht werden könne, vermied ich vorzeitig zu lösen, ehe die eigene Entwicklung und das Zeitschicksal solche Lösung heranzuführte.

In all diese Verhältnisse nun trat freilich zeitweilig ein jäher Bruch ein durch den mitgemachten ersten Weltkrieg, der mich allerdings mehr als nur äußerlich von den anthroposophischen Verbindungen losriß, wie ich meinte, durch zwei Motive bestimmt: die mir selbst fremde starke Betonung der Sache der Zentralmächte, die ich vielleicht eher verstanden hätte, wenn ich zu Rudolf Steiner eine Verbindung gehabt hätte, und durch einen gewissen antisemitischen Unterton in den Äußerungen einzelner Mitglieder.

Umgekehrt fand ich in meiner eigenen zwiespältigen Stellung, als österreichischer Militärbeamter und mit zahlreichen jüdischen Elementen (Lieferanten usw.) in stetem Kontakt stehend, die würdige Haltung im ruhigen Behaupten meines Jude-seins. Ja, dies schien mir auch im Sinne der von Buber damals eröffneten Zeitschrift «Der Jude» diejenige würdige Haltung, die das Judentum als solches innerhalb der Völkerzerklüftung einzunehmen hätte. Und den nationalistischen, bis zum Wahnsinn aufgestachelten und oft verlogenen Tendenzen gegenüber erschien mir in einem neutralen positiven Nationalismus, der auf nationaler Selbsterkenntnis beruht, auch ein heilvolles Element des Völkerlebens zu bestehen. Als ich vom Kriege heimkehrte, hatte auch die anthroposophische Bewegung aus der ungeheuren Initiative ihres Führers eine sehr bewegte Wendung nach einer sozialen Neugestaltung der Weltverhältnisse genommen, der ich nicht ohne weiteres folgen konnte. Ja stärker als früher stellte ich mich aus eigener Initiative in eine Richtung hinein, welche, wenn auch in wesenhafter Übereinstimmung mit den Erfordernissen des Geistes gemeint, aus einem Kerne des Judentums das Beste herauszuholen bedacht war. Dabei war ich mir im wesentlichen der Wahrheiten der Anthroposophie bewußt geblieben, um so mehr, als jetzt, wo die alten idyllischen

Verhältnisse unmittelbarer Schülerschaft, vielleicht auch anderswo, sich verflüchtigt hatten, ich vielmehr in Freiheit eigenen Ideen, die aus der geistigen Befruchtung zu erkennen schienen, folgte, wie ich ja schon während des Krieges aus innerlichen Zeiterlebnissen manche lebendige Beweise des früher nur esoterisch Vorempfundenen erfahren hatte.

Freilich brachten mich meine Zurückhaltung der sozialen Bewegung gegenüber, meine jüdischen Publikationen und die Tatsache, daß ich nicht wie andere jüngere Wiener einfach in den Betrieb der neugegründeten Stuttgarter Waldorfschule hineinsprang, zur Gesellschaft in unklare, oft mißverständliche Verhältnisse.

Die anthroposophische Gesellschaft ging binnen weniger als drei Jahren durch katastrophale Krisen durch, deren Wirkungen noch für die Folgezeit bemerkbar blieben, ohne daß der Kernimpuls dadurch beeinträchtigt wurde: Mißverständnisse innerhalb der «Bewegung für soziale Dreigliederung», der Brand des Goetheanums, das als Wunderwerk der Zukunft dagestanden hatte, in der Sylvesternacht 1922/23, die völlige Neugründung der Gesellschaft zu Weihnachten 1923, welche ihren Bestand von innen und von außen rettete, aber schwerwiegende innere Gegensätze nicht verhindern konnte, und schließlich 1925 das Lebensende des Leiters der Bewegung. Nach Rudolf Steiners Tode traten jene Gegensätze immer schärfer hervor, ohne doch das stetige Wachstum der Bewegung zu hindern, deren zentralen Grundsatz die Wahrung der individuellen geistigen Freiheit bildet und deren Ziele weit über die Grenzen unseres Erdenlebens hinausreichen. Solche Verhältnisse banden irgendwie jedes Mitglied enger an das Schicksal der Bewegung. Für mich persönlich ergab sich ein stärkeres Hineinwachsen in den Kern der Bewegung und mehr noch in manche ihrer fruchtbaren Auswirkungen, z. B. auf den Gebieten der Mathematik, Musik und Medizin, wovon mir manches als Lebenspraxis auf dem Gebiete der Pädagogik begegnete, als ich an der neubegründeten anthroposophischen Schule in Wien mithalf. Aber ruhig kam auch für mich, indem ich die Quellen des jüdischen Geistes in der Vergangenheit suchte, jener Lebenspunkt heran, in dem meine Soharübertragungen der Öffentlichkeit zugänglich wurden. In den Versuchen, ohne Anspruch auf gelehrte Detailforschung, in den Sinn

der Texte sowohl des Sohar als des Buches Jezirah einzudringen, hatte sich mir mancher Sinn aus dem Texte selbst ergeben, woraus sich zuletzt auch ein gewisser geschichtlicher Überblick ergeben mochte. In diesem Sinne möchte ich selbst meine drei Bücher über den Sohar und die Kabbala betrachtet haben: «Der Sohar und seine Lehre. Einführung in die Gedankenwelt der Kabbala» (1920, 1923); «der Sohar, das heilige Buch der Kabbala» (1932) und «History of the Jewish Mysticism» (1948).

In einem an sich unvollkommenen Versuch, auf dem Boden, auf dem wir uns eben befanden, jüdische und christliche (arische) Art einander näherzubringen und dies nicht in einem konfessionellen oder missionarischen Sinne (obwohl sich uns solche Elemente vielfach erschlossen), sondern als Teil eines großen geistig-sozialen Zusammenhangs, stand ich nicht allein. Besonders waren mein Bruder Edmund, Dozent Ewald und Bernhard Tag diesen Bestrebungen angeschlossen. So hatte sich ein bindungsloser Zirkel gebildet, der, bei völlig freier Aussprache, in solchem Sinne das Religiös-Geistige pflegen wollte. Die Zusammenkünfte des «Phönixhof» wurden so populär, daß sie von 1927 bis 1938 fortliefen, bis zu jenem Augenblicke, als Österreich sich halb freiwillig dem Hitler-tum unterwarf.

Der Einbruch des Nazitums in Österreich konnte in mir allerdings das durch Jahrzehnte hindurch Errungene nicht zerstören, aber er versetzte doch mein ganzes seelisches Schicksalserleben in tiefste Erschütterung. Viel intensiver als je erlebte ich alles mit, was mit dem über alle Maßen tragischen jüdischen Schicksal zusammenhing, sah aber auch mit Erschütterung, was in einem aus dämonischer Suggestion und Furcht erzeugten Chaos einen größten Teil der arischen Welt ergriffen hatte. Aber es gab auch rührende Beispiele ungeänderter Geistesverbundenheit — was diesen selbstverständlich war — bei nichtjüdischen Freunden. Nur ich selbst tauchte tiefer in alles jüdisch Schicksalsmäßige unter, in zahlreichen ununterbrochen herantretenden persönlichen Miterlebnissen und eigenen, wenn auch nicht meine physische Existenz unmittelbar bedrohenden eigenen Erlebnissen.

Objektiv wichtiger ist nur, wie all dies von dem, was man kollektiv als Judentum (vielleicht nur im Sinne der Feinde) bezeichnen

konnte, aufgenommen wurde. Es sind im wesentlichen drei Reaktionsweisen, die man wahrnehmen konnte: ein intensives Zusammenfinden, das nun freilich mehr dem ununterbrochenen Druck von außen, der ununterbrochenes Erlebnis gewordenen Feindschaft entsprang als der Reaktion einer schon besessenen seelischen Heimatlichkeit. Nur ein Teil fühlte erst jetzt das schon immer vorhandene jüdische Gemeinsame. In einer feinen Weise fand man das Gefühl für das jüdische Schicksal sogar bei Getauften und Mischlingen. Aber es gab auch Menschen des Assimilantentypus, welche, gerade über die ihnen aufgezwungene Zugehörigkeit zum jüdischen Komplex zuinnerst indigniert, ihren eigentlichen Groll weniger den Verfolgern als den Verfolgten zuekehrten, die, besonders in ihrem schon sonst verhaßten Typen (z. B. als «Polnische») zuletzt an allem schuld seien. Dazwischen standen in großen Mengen Menschen, die überhaupt mit dem jüdischen Schicksal kaum noch den geringsten Zusammenhang besaßen und nun nolens volens persönlich unter demselben zu leiden hatten.

In eine ganz andere Phase trat all dies in der Emigration einerseits, bei den tragisch Zurückgebliebenen andererseits. Nur für einen Teil der jüngeren Menschen bekam der jähe Abbruch ruhiger, aber für die Zukunft aussichtsloser Lebensverhältnisse aus einem gewissen abenteuernden Mute etwas Hoffnungsvolles. Im allgemeinen brachte der jähe Umbruch bei den Emigranten verborgenste, edelste und niedrigste Seelenanlagen an die Oberfläche. Dies kann ich nur auf Grund meiner Erlebnisse in England behaupten, nicht in bezug auf andere Emigrationsländer, die ich nicht persönlich sah. Die Refugies teilten ehrlich mit der Umgebung Kriegsnot und Kriegsgefahr, selbst noch durch die Behandlung als feindliche Ausländer extra getroffen; sie nahmen als Kriegsarbeiter, auch als Soldaten, als Hausgehilfinnen Schweres auf sich. Andererseits gelang es manchen, in gewohnte Lebensbahnen zu arrivieren. Begreiflicherweise suchte man auch, soweit man nicht unmittelbar getroffen war, dem inneren Mitleben des Schrecklichen, wovon die Nachrichten allmählich aus dem Kontinent herübersickerten, auszuweichen.

Was mit diesen unmittelbaren Opfern innerlich geschah, kann nur in geringem Maße nachempfunden werden. Die einen erfüllten bewußt oder unbewußt ein Märtyrerschicksal. Die durch Wunder

Geretteten suchten und suchen zu vergessen und in ein nicht mehr wie früher existierendes normales Leben zurückzufinden. Ein Teil erlag moralisch der fürchterlichen Ansteckung durch die Verfolger.

Judentum im eigentlichen Sinne erlebten wir in jener zweigesichtigen Form, die es in diesem Lande der Sicherheit angenommen hatte: traditionsmäßig-konservativ oder liberal in allen Formen, andererseits mehr oder weniger intensiv zionistisch. In kleinen Massen trug auch die ausgewanderte jüdische Gelehrtenwelt des Kontinents ihre Pflege der jüdischen Vergangenheitskulturen herein. Beide Richtungen fanden sich z.B. fast zusammenhangslos verbunden in einem allgemeinen jüdischen Lehrinstitut: Vorträge über Bibel und jüdische Geschichtsphilosophie neben solchen, die auch zionistische Versammlungsreden hätten sein können.

Die Realität des Zionismus in seiner aktuellsten Form wurde uns erst ganz nach Ende des Krieges bekannt. Was war inzwischen in und um Palästina geschehen? Der Versuch, möglichst vielen, die sich noch retten konnten, eine Heimat zu geben, zugleich seitens der Mandatsregierung eine fast völlige Preisgabe ihrer Mandatsverpflichtung: ein politisches Ringen um staatliche Autonomie, wenn auch in bescheidenstem Umfang. Und im politischen Kampf begann ein völlig neues Element an die Oberfläche zu treten: ein aus Racheinstinkten genährtes, verantwortungsloses Terroristentum, in welchem das äußerste Extrem eines geistverlassenen Nationalismus sich verkörperte. Diese Extremisten, welche zu einem seiner Wohlgesinnung allzu bewußten Europäertum den schärfsten Gegensatz schufen, erschwerten und beschleunigten zugleich jene heroische Aufraffung, aus welcher mitten in schwerster Kriegsnot die aus eigener Initiative erfolgte Ausrufung des Staates Israel hervorging.

Wenn nun die hiedurch manifest gewordene Sammlung des Volkes Israel manche Züge des Wunders an sich trägt, so bergen doch einzelne Begleitumstände dieses Wunders auch Besorgnis erregende Probleme. Dazu gehören die Überschätzung der Staatsinstitution als solcher, die nur zeigt, wie jüdische Tüchtigkeit als Neugründung auch zuwegebringt, unter ungeheuer komplizierteren Bedingungen, was anderwärts aus alten Entwicklungen entsprungen ist; dazu gehört vor allem das sehr schwere Bevölkerungsproblem: die Mi-

schung von Volksteilen völlig verschiedener Lebensniveaux; ferner die Bedrohung durch großarabische Tendenzen, die einen Vernichtungsansturm gegen das jüdische Palästina unternahmen, trotz ihrer Unterstützung durch England an ihrer inneren Schwäche kläglich zusammenbrachen; die Stützung durch ausländisches Kapital; ferner die innere Parteienzerklüftung, die im schroffen Gegensatz zweier zentraler, stark politischer Weltanschauungen kulminiert: der sozialistischen und der religiös-orthodoxen, welche letztere gerade durch den Nationalismus einen fanatischen Auftrieb erfahren hat. Schließlich steht im Zentrum einer für die Gegenwartsgeschichte zumindest höchst symptomatischen Entwicklung die Frage: Wie weit könnte ein neues Israel-Judentum, das sich so entschieden aus allen jüdischen Gruppen der Welt heraushebt, menschenheitsfördernd wirken? Aus geographisch-historischen Gründen, aber auch aus solchen der jüdischen Geistigkeit, darf die Frage geradezu als nach einem christlichen Elemente in der neuen Entwicklung gestellt werden. Ohne ein wahrhaft jüdisch-christliches Element erscheint eine positive Entwicklung in der Zukunft nicht denkbar, gerade wenn dasselbe sich von allem christlichen Kirchen- und Sektentum wesentlich unterscheiden sollte, das seit jeher aus konfessionell-politischen oder auch aus persönlich-ehrlichen Bekehrungsmotiven das Heilige Land zum Zentrum der Judenmission erkoren hat. Die Judenheit ist von stärkstem Mißtrauen gegen diese, ja gegen das Christentum Europas überhaupt erfüllt, mit dessen Namen es, obwohl mit Unrecht, den tiefsten Verfall der europäischen Menschheit verbindet. So stellt sich das Judentum als ständiger Vorwurf gegen die Falschheit in der bisherigen Verwirklichung des Christentums, das dennoch die tiefste Fortschrittsrealität Europas bedeutet, nicht so sehr als äußere Zivilisation, denn als individuelle und soziale Menschenentwicklung. Nicht anders könnte dies auch für die Juden gelten. Und dennoch zufolge der gegebenen historischen Bedingungen doch wieder ganz anders. Was hätte nun das Judentum hinzuzufügen? Was hätte es aus Eigenem zu entwickeln, wenn es den europäisch-christlichen Weg doch nicht ohne weiteres für sich gehen kann? Vielleicht entlegene Impulse vom Chassidismus her, der letzten großen im tiefsten Menschentum begründeten jüdisch-religiösen Bewegung? Vielleicht aus

der Kabbala, die in ihrem Schrifttum aus sehr alten Traditionen tief verborgenes, zum Teil noch ungehobenes Weistum birgt? Vielleicht aus endgültiger Vertiefung in Wort und Sinn der biblischen und talmudisch-midrassischen Lebenslehre. Weniger ist von einer künstlichen Amalgamierung jüdischen und christlichen Brauchtums zu erwarten, verbunden mit einer für die Zukunft nicht unbedenklichen, im Grunde nationalistischen Betonung eines jüdischen Christus. Eine solche Christusauffassung würde den welthistorischen Bedingungen widerstreiten, welche eine physische Wiederkehr und eine Wiederholung des im Physischen und auf der Erde vollzogenen wesenhaft einmaligen Geschehens unmöglich erscheinen lassen. Trotzdem soll der Ernst solcher Erwartungsströmungen, zumindest als Gegenwartssymptom, nicht bestritten werden. Christus braucht nicht wieder herabzusteigen, denn er ist uns in der Lebenssphäre ganz nahe, ja gegenwärtig. Aber andererseits muß mit dieser Wiederkehr die Sammlung der jüdischen Menschen aus der ganzen Welt etwas zu tun haben, im Sinne der Prophezeiung des Paulus von der Wiedereinpflanzung des einst erwählten edlen Ölbaumzweiges. Es muß damit auch zu tun haben, das beispiellose Märtyrertum der Juden als solches, woran eine Nachfolge Christi in der Passion erlebt werden konnte. Die Lehre hätte das jüdische Volk zu ziehen, das allzu äußerlich selbstbewußt und noch mit falschem Märtyrerstolz beladen, aber auch mit dem Einsatz ungeheurer Opfer und Energien sich seinen Staat aufzubauen hat. Jene Passion und diese Opfer sind sicher nicht vergeblich, selbst wenn sie nicht mehr auf Erden und nicht mehr national ihren lösenden Ausgleich finden sollten. Kein anderer Weg als unter der Doppelbedingung der Erkenntnis und der Gnade, letztere auch als Hoffnung, daß aus dem Chaos der Einwanderungen ein auch an der Überspannung des Gegensatzes von West und Ost beteiligtes Menschenwerk werde und eine den ungeheuren Aufgaben der Menschheitszukunft standhaltende neue Generation auf die Erde komme!

Die allgemeinen Linien einer christlichen Vertiefung oder Neugestaltung des Judentums begegnen auf dem Wege zu ihrer Verwirklichung noch verschiedenen zu bedenkenden Einzelproblemen. Was zwischen Judentum und Christentum steht, ist vielfach weniger die Verschiedenheit der Lehre oder Tradition als diejenige des

Lebensstils. Derjenige des alten Judentums ist dem christlichen gegenüber viel stärker blutgebunden, und dies gilt für alle Lebenssphären, soweit überhaupt noch etwas vom alten Judentum bewußt oder unbewußt vorhanden ist. Der christliche Lebensstil andererseits ist als solcher gelöster, mehr an das Bewußtsein als an die Tiefen des Unbewußten gebunden. Für eine Umwandlung von Seiten des Judentums wären zwei Schicksalswege denkbar: eine innere Anknüpfung an die geschichtlichen jüdischen Tiefen, die noch an der Wiege des Christentums standen. Paulus kannte dieselben wohl, pflanzte aber ein Allgemein-Menschliches in das religiöse Weltempfinden, das er als Grundlage des Christentums betrachtete und das für ihn doch mit den Tiefen jüdischer Tradition und Prophetie enge verbunden war.

Zu bedenken sind noch geschichtliche Verhältnisse, die in Israel zunächst weniger wirksam sein mögen als bisher in den jüdischen Exilländern, bedingend eine gewisse Umkehrung zwischen nationaler und allmenschlicher Durchdrungenheit. Heute ist freilich das konfessionelle Christentum so stark von traditionellen Elementen durchdrungen, daß das christliche Bekenntnis fast wie ein nationales Geburtenprivileg erscheinen könnte, während das Judentum, wie dies Walther Rathenau richtig erkannt hat, in dieser Beziehung gerade das Menschlich-Geistige mehr frei läßt. Im allgemeinen ist freilich gerade das religiöse Judentum vom nationalen Element fast untrennbar durchdrungen. Aber ein national-religiöses Judentum, wie es mit der Emanzipationszeit eigentlich schon überwunden sein sollte, bietet kaum mehr eine Basis für eine allmenschliche oder kosmische Religion.

Fundamental wichtiger ist das Verhältnis des Religiösen zu Glaube und Erkenntnis. Der heutige Mensch, zumindest der irgendwie durch Europa durchgegangene, ist überhaupt in Fragen der Weltanschauung so sehr den Erkenntniskräften verbunden, daß das Paradoxon ausgesprochen werden konnte, daß: wer eine Sache nur glaubt, sie im Grunde nicht glaubt. Die alten Glaubenskräfte umgekehrt hatten es, wie dies noch in der hebräischen Sprache zum Ausdruck kommt, unmittelbar mit Wahrheit zu tun.

Erkenntnisfragen sind es vor allem, die in der Anthroposophie den Weg zu innersten Überzeugungen bahnen wollen. Dennoch

gehen religiöse Glaubensinhalte in Erkenntnis nicht restlos auf. Es liegt im Wesen der tiefsten menschlichen Freiheitsnatur, daß ein Vorsprung menschlichen Glaubenswillens zu Überzeugungen führt, die als solche Erkenntnisse sind.

Gegenüber diesen allgemeinen Entwicklungstatsachen, mit denen ich mich ganz ins Objektive hineinstellen wollte, erscheint das Persönliche nicht allzu wichtig. Es kann aus der Darstellung hervorgehen, daß ich weit- und tiefgehenden jüdischen Erlebnissen einerseits, der Vertiefung in anthroposophische Gedanken und Wege andererseits das wesentliche meiner Entwicklung verdanke und darin eine positive Einstellung zu christlichem Erleben, eine Tatsache, der ich, ganz unabhängig von kaum vermeidbaren Mißverständnissen, am Schlusse Ausdruck geben möchte.

In diesem Sinne anerkenne ich auch die das Christliche als solches stärker betonende aus der Anthroposophie hervorgegangene Bewegung für religiöse Erneuerung oder Christengemeinschaft auch mit ihrem religiös-wirksamen, heilsamen Zeremonial. Ich schließe mich aber auch innerlich jenen erst keimhaften Bestrebungen in und um Israel an, welche den Kern altjüdischer Geistigkeit mit anthroposophischer Erneuerung auf erkenntnismäßigen, künstlerischen und sozialen Wegen zu fruchtbarer Verbindung bringen möchten.

REZENSIONEN

BRANDON, S. G. F.: *The Fall of Jerusalem and the Christian Church. A Study of the Effects of the Jewish Overthrow of A. D. 70 on Christianity.* London: S. P. C. K., 1951, 284 S.

Es ist die Grundthese dieses gelehrten Werkes, daß die Katastrophe des Jahres 70 für die Entwicklung des Christentums zur Weltreligion von entscheidender Bedeutung war. Die Zerstörung Jerusalems und das damit verbundene Verschwinden der Mutterkirche habe den Einfluß des national gesonnenen *Judenchristentums* verdrängt und so den Weg frei gemacht für die *Heidenkirche*.

Daß der Fall Jerusalems von großer Bedeutung für die Kirche gewesen ist, ist ohne Zweifel von den Gelehrten nicht immer gebührend hervorge-